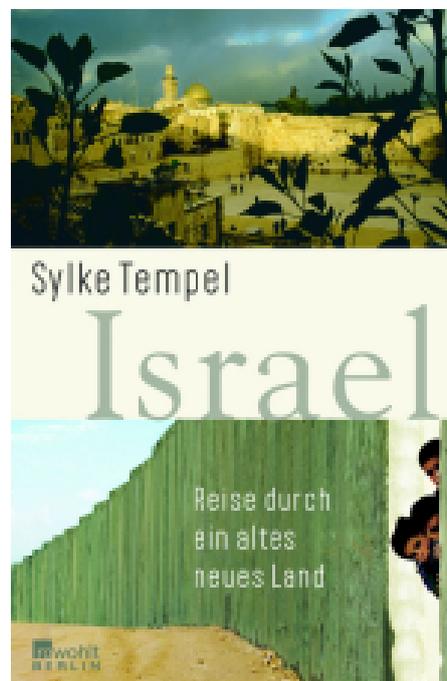


Leseprobe aus:

**Sylke Tempel**

**Israel**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

## Vorbemerkung

«Hast du denn keine Angst?», war die Frage, die ich am häufigsten hörte, sobald ich wieder einmal nach Israel aufbrach, gefolgt von der besorgten Mahnung: «Komm bloß heil wieder!»

Es wäre gelogen, würde ich behaupten, nie ein mulmiges Gefühl gehabt zu haben, wenn ich an einer Ampel hinter einem Bus stoppte, mich in großen Menschenmengen aufhielt, im Café saß oder durch die Gemüsemärkte in Tel Aviv oder Jerusalem streifte. Wer konnte schon wissen, ob sich nicht ein Selbstmordattentäter gerade hier und jetzt in die Luft sprengen würde? Dennoch gewöhnte ich mich erstaunlich schnell an die Taschenkontrollen vor Supermärkten, Kinos oder Restaurants. Und ebenso rasch eignete ich mir die trotzige Haltung an, mit der Israelis ihrem Alltag nachgehen, als gäbe es keine Attentate und als könnte ein harmloses Vergnügen wie der Besuch einer Diskothek nicht unvermittelt in einer grauenhaften Tragödie enden. Nein, wiegelte ich ab, Angst hätte ich nicht. Die Wahrscheinlichkeit, von einem der ebenso schlechten wie halsbrecherischen israelischen Autofahrer von der Straße gefegt zu werden, sei wesentlich höher. Was vermutlich auch nicht zur Beruhigung beitrug.

Empfand ich die Fragen und Mahnungen von Familie und Freunden anfänglich noch als Zeichen liebevoller Sorge, gingen sie mir nach geraumer Zeit gehörig auf die Nerven. Nimmt man Israel denn wirklich nur als eine der Parteien in dem seit Generationen andauernden Konflikt mit den Palästinensern wahr und nicht auch als ein westliches, modernes Land, in dem man sogar ein recht angenehmes Leben führen kann?

Ich hatte meine Arbeit als Nahostkorrespondentin 1993, in den euphorischen Zeiten nach dem Abschluss der Osloer Grundsatzabkommen, begonnen. Natürlich nahmen die Anerkennung der Palästinensischen Befreiungsorganisation, die Ankunft Jassir Arafats in Gaza, die ersten Wahlen in den besetzten Gebieten und der Rückzug der israelischen Armee aus palästinensischen Städten meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Die ersten Selbstmordattentate islamistischer Fundamentalisten, die Proteste der Siedler und die Ermordung Jitzchak Rabins zeigten, dass die Freude auf ein ganz normales Leben für Palästinenser und Israelis verfrüht war. Rasant ging es weiter mit der Wahl einer rechten israelischen Regierung, die keinesfalls gewillt war, allzu schnell einen palästinensischen Staat entstehen zu lassen, und wenig später von einer linken abgelöst wurde, die in den Verhandlungen von Camp David eine endgültige «Endstatus-Lösung» herbeiführen wollte. Dieser Versuch endete in der Zweiten Intifada, einer Welle von Selbstmordattentaten, der Wiederbesetzung großer Teile der West Bank und dem Bau des israelischen Sicherheitswalls. Journalisten sind auf tagespolitische Ereignisse fixiert, und darin besteht in Israel ja kein Mangel. Allerdings ist das, als würde man aus einem Film die gesamte Rahmenhandlung herauschneiden und nur die dramatischen Szenen übrig lassen.

Aber was wäre denn die Rahmenhandlung? Zunächst wäre da die bemerkenswerte Tatsache, dass Israel überhaupt existiert. Sicher, auch andere Staaten wie Bosnien, Slowenien, Pakistan, der Libanon, Syrien oder Jordanien, um nur einige zu nennen, wurden neu gegründet. Aber keiner entstand allein aufgrund der Kraft einer Idee. Keiner verfügt über eine dermaßen lange, fast 2000 Jahre unterbrochene Geschichte, die überdies auf ein Ereignis zurückgeht, die Offenbarung am Berg Sinai, die vor vielleicht 3000 Jahren stattgefunden hat. In den sechzig Jahren seit seiner Gründung entwickelte sich Israel von einer Art kollektivistisch organisiertem Familienbetrieb zu einem modernen Hightechland und diskutiert dennoch immer noch so heftig über den Charakter eines «jüdischen Staates», die Rolle der Religion oder die Bedeutung der Gesetze der Thora in dieser Gesellschaft, als habe Moses die Gesetzestafeln erst gestern am Sinai erhalten. Wenige Orte beschäftigten über Jahrhunderte die Phantasie der Menschen so sehr wie Israel, an kaum einen Staat werden so viele Erwartungen gestellt, und nur wenige haben die Herausforderungen zu bestehen, denen Israel ausgesetzt ist.

Seit 2003 lebe ich nicht mehr dort. Ich kam immer nur für wenige Tage, um Freunde zu besuchen. Über die Jahre ist dabei der Wunsch entstanden, Israel noch einmal neu kennenzulernen. Ich wollte es nicht mit dem Blick einer Korrespondentin betrachten und es mir so erschließen wie vor 25 Jahren, als ich das Land zum ersten Mal betrat. Mit sehr viel Zeit, zu Fuß, per Anhalter und mit dem Bus; keine Interviews mit wichtigen Persönlichkeiten vereinbaren, sondern «ganz normale» Menschen treffen, die ein gewöhnliches Leben in einem ungewöhnlichen Land führen.

Dieses Buch beschreibt eine Reise von Gott zu Google. Sie beginnt im Sinai als «Ursprungsort», führt in den Negev, den sich Landwirte in einer Neuinterpretation des biblischen Auftrags mit wissenschaftlichen und nicht mit militärischen Mitteln untertan zu machen versuchen; von dort nach Massada in der Judäischen Wüste, wo sich eine Handvoll Zeloten erbittert gegen die Römer wehrte und damit den Fall Jerusalems beschleunigte, und weiter nach Hebron und in die Siedlung Kirjat Arba, in der die Zeloten der Neuzeit leben, die ebenfalls glauben, im direkten Auftrag Gottes zu handeln. Von Jerusalem, der «Hauptstadt der Erinnerungen», um die so erbittert gestritten wird, nach Galiläa, wo Zionisten den ersten Kibbuz gründeten. Und schließlich in die moderne Metropole Tel Aviv. Eine Reise, die gleichsam durch alle Schichten der jüdischen Geschichte hindurchführte. Ich wollte wissen, wie eine Handvoll Idealisten gleichsam aus dem Nichts einen Staat gründen, danach Millionen von Einwanderern unterschiedlichster Herkunft aufnehmen und aus einem Volk, das über so lange Zeit zu viel Geschichte und zu wenig Geographie besaß, eine Nation mit einer ganz spezifischen Kultur und Mentalität formen konnte. Ginge es allein darum, müsste man Israel uneingeschränkt als eines der erfolgreichsten Experimente der Neuzeit bezeichnen.

Nur geht es eben nicht allein darum. Einer der größten Misserfolge des Zionismus ist immer noch nicht bereinigt. Die Pioniere hatten lange, allzu lange übersehen, dass ein anderes Volk, die Araber, den gleichen Anspruch auf einen eigenen Staat erhoben. Sie hatten sich auch nicht vorstellen können, dass ihr kleines jüdisches Musterländle mehrere Kriege führen würde, dass Generationen von Israelis einen nicht geringen Teil ihrer Jugend in der Armee verbringen müssen und gar selbst zu Besatzern werden könn-

ten. Der Frage, wie eine Gesellschaft mit den moralischen Herausforderungen einer andauernden Herrschaft über ein anderes Volk umgeht, ist ein weiteres Kapitel gewidmet. Womit wir doch wieder beim Nahostkonflikt gelandet wären.

Die Teilnehmer des Gipfels von Annapolis im November 2007, zu denen neben Israelis und Palästinensern zum ersten Mal auch Syrien und Saudi-Arabien gehörten, setzten sich ein ambitioniertes Ziel. «Innerhalb von Jahresfrist» solle in den besetzten Gebieten ein unabhängiger palästinensischer Staat entstehen. Ich habe mir erlaubt, die Ergebnisse optimistisch vorwegzunehmen, und meine Reise deshalb auf das Kernland Israel in den Grenzen von 1967 beschränkt. Allerdings empfand ich einen Besuch bei den Siedlern von Kirjat Arba und Hebron in der West Bank als notwendig. Sie sind die extremsten Vertreter einer Gruppierung, die einen so unheilvollen Einfluss auf die israelische Politik ausübt. Aber sie sind keineswegs die «neuen zionistischen Pioniere», als die sie sich selbst betrachten, sondern schlichtweg Bürger des israelischen Staates, die auf fremdem Territorium leben.

Sofern es sich nicht um arabische Staatsbürger Israels handelt, kommen die Palästinenser als eigene Stimme in diesem Buch nicht vor. Ihnen wünsche ich einen eigenen Staat und einen eigenen Chronisten.



## Moses und seine Kindeskinde

Kein Boulevard, keine Straße, nicht einmal ein schmales Gässchen trägt seinen Namen: Mosche Rabbeinu, «Moses, unser Meister», Sohn israelitischer Fronarbeiter, ausgesetzt in einem Schilfkörbchen auf dem Nil und von einer Prinzessin am Hof des Pharaos aufgezogen. Ein Wüterich, der, so würde es wohl in einer sprachlich modernen Version der Bibel heißen, seine kulturellen Wurzeln buchstäblich mit einem Schlag wiederentdeckt: dem tödlichen Schlag für einen ägyptischen Aufseher nämlich, der einen hebräischen Sklaven über das damals anscheinend übliche Maß hinaus prügelte. Dass Moses sich zuvor «nach hierhin und dorthin» umgesehen hatte, lässt nicht gerade auf eine Tat im Affekt schließen. Um dem Zorn des Pharaos zu entgehen, flüchtet er in die Wüste Sinai. Als Moses die Schafe seines Schwiegervaters hütet, spricht Gott aus einem brennenden Dornbusch zu ihm. Nach Generationen der Knechtschaft dauere den Herrn das Los der Kinder Israels. Nun endlich wolle Er Sein Versprechen wahr machen und Sein Volk ins Gelobte Land führen. Dazu brauche Er Moses' Hilfe.

Unter strafrechtlichen Gesichtspunkten betrachtet, hatte sich der Herr für die Leitung Seines großen Unterfangens einen Totschläger ausgesucht. Einen Mann, weder

von eindeutig vorbildlichem Charakter noch außergewöhnlichem Charisma, so unvollkommen wie alle großen Gestalten des Alten Testaments und deshalb für kniefällige Verehrung gänzlich ungeeignet. Dem göttlichen Auftrag versucht sich der «Mann Moses» zunächst so demütig wie spitzfindig zu entziehen. Wie er diesen Gott denn nennen dürfe, will er wissen. Wer ihm glauben solle, dass dieser tatsächlich mit ihm gesprochen habe. Im Übrigen habe er «eine schwere Sprache und eine schwere Zunge».

Derlei Argumente entkräftet der Herr mit einer rätselhaften Antwort («Ich bin, der ich bin»), einer Wundertat (Er verleiht Moses die Fähigkeit, seinen Stab in eine Schlange zu verwandeln) und einem Trost: Er solle sich nur keine Sorgen machen, Moses' Bruder Aaron sei recht eloquent und werde das Reden für ihn übernehmen.

So fällt es dem israelitischen Findelkind zu, zum größten und widersprüchlichsten Protagonisten der Bibel zu werden. Einem, der an seiner Aufgabe wächst und immer wieder ein gutes Wort für sein ständig nörgelndes und widerspenstiges Volk bei Gott einlegt. Der Lohn seiner Mühen jedoch bleibt ihm vorenthalten.

Dass «Mosche Rabbeinu» auf dem Stadtplan Tel Avivs fehlt, mag nicht weiter verwundern. Für die Ehrung biblischer Helden oder rabbinischer Autoritäten ist in der lichten Stadt am Mittelmeer wenig Platz. Als vor hundert Jahren die Dünen für breit angelegte Boulevards planiert und Akazien gepflanzt wurden, in deren Schatten Israelis heute ihre Hunde spazieren führen und Latte macchiato aus Pappbechern schlürfen, da ehrten die Stadtväter lieber weltliche Größen: den unermüdlichen Finanzier der ersten jüdischen Pioniere in Palästina, Baron Eduard de Rothschild, einen Spross des französischen Zweigs der eu-

ropäischen Bankiersfamilie; den britischen General Allenby, der 1917 Palästina von den Türken erobert hatte; selbstverständlich auch die Vordenker des Zionismus, die eine religiöse Sehnsucht in eine politische Idee verwandelten: Theodor Herzl, Autor der programmatischen Schrift «Der Judenstaat»; Elieser Ben Jehuda, Vater des modernen Ivrit; oder den Essayisten Zwi Ascher Ginzberg, der sich das Pseudonym Achad Ha'am, «einer aus dem Volk», zulegte und bis zu seinem Tod im Jahr 1927 ein kleines Häuschen in der nämlichen Straße bewohnte. Ihm, der heute fast vergessen ist, bezeugten die Tel Aviver Stadtväter obendrein auf eine praktische Weise Achtung: Zwischen 14 und 16 Uhr wurde die Straße für den Durchgangsverkehr gesperrt. Um diese Zeit nämlich pflegte Achad Ha'am seine heilige «Schlafstunde». Das Wort hat Eingang ins hebräische Vokabular gefunden, nicht zuletzt, weil auch die deutschen Einwanderer auf der Einhaltung ihrer nachmittäglichen Ruhezeit bestanden.

Intellektuellen mochte man derlei zuvorkommenden Respekt erweisen. Doch an Moses erinnert in ganz Tel Aviv nur dessen Getreuer und Feldherr Joschua Ben Nun, der laut Bibel an der Spitze der Israeliten das Land Kanaan eroberte. Versteckt zwischen Hibiskushecken und ausladenden Feigenbäumen führt die keine dreihundert Meter lange Gasse sinnigerweise zum Basel-Platz, benannt nach dem Tagungsort des ersten zionistischen Kongresses.

Unter den Straßennamen des alten Jerusalem fehlt es nicht an biblischen Helden oder rabbinischen Autoritäten. Aber eine «Mosche Rabbeinu» ist auch hier weder zwischen den verschachtelten Häusern des ultraorthodoxen Viertels Mea Shearim noch im Gewirr des jüdischen Viertels der Altstadt zu finden. (Ihr muslimisches Pendant – eine Prophet-Mussa-Straße – sucht man ebenfalls vergeblich.)

Anders als im weltlichen Tel Aviv, wo die Frage, warum das so ist, eher auf überraschtes Staunen stößt, weiß man unter den religiösen Gelehrten Jerusalems eine Antwort: Moses bedarf einer solchen Ehrung nicht, ja, sie würde den einzigen Menschen, der jemals von Angesicht zu Angesicht mit Gott sprach, sogar entwürdigen. Im Übrigen lebt er seit Jahrtausenden im kulturellen Gedächtnis gläubiger wie säkularer Juden. Weil das Judentum der immerwährende Versuch ist, die am Berg Sinai offenbarten insgesamt 613 Ge- und Verbote zu erfüllen. (Oder bei Nichterfüllung wenigstens ein ordentlich schlechtes Gewissen zu haben.) Weil, sehr zum Verdruss seiner säkularen Bewohner, im modernen Israel noch Gesetze gelten, die vor etwa 2500 Jahren schriftlich niedergelegt wurden und wenigstens zum Teil auf die frühe Bronzezeit zurückgehen: «Am siebten Tage aber sollst du ruhen», heißt es im vierten der Zehn Gebote, weshalb von Freitagabend bis zum Erscheinen des ersten Sterns am Samstag weder Busse der staatlichen Transportgesellschaft Egged verkehren noch Flugzeuge der El Al in Tel Aviv starten oder landen. Jüdische Israelis dürfen unter der gestrengen Überwachung rabbinischer Gerichte noch heute nur nach Gesetzen heiraten oder sich scheiden lassen, die im Wesentlichen schon zur Zeit des Tempels in Jerusalem galten.

Moses steht jedoch für weit mehr als die Übermittlung einer Rechtssammlung, die die erste Kombination von Verfassung, Strafgesetz und Zivilrecht war. Wenn jährlich zu Pessach die Geschichte des Auszugs aus Ägypten von Neuem erzählt wird, dann nicht nur, weil sie vor allem in der langen Periode des jüdischen Exils mit dem inbrünstigen und tröstlichen Wunsch «Nächstes Jahr in Jerusalem» endete. Sie ist auch Ermahnung, Auftrag und Selbstvergewisserung: Die Erfahrung der Sklaverei lehrt den Wert der

Freiheit. Die Israeliten durften erst ins Gelobte Land einziehen und ihre eigenen politischen Institutionen errichten, nachdem die Generation ausgestorben war, die noch unter der Knechtschaft gelebt hatte. Doch das Geschenk der Freiheit gilt nicht nur für das Auserwählte Volk. «Ihr sollt den Fremdling nicht bedrücken, denn ihr wart bedrückt in Ägypten», heißt es Dutzende Male in der Schrift. Keine Ermahnung wird in den Fünf Büchern Mose so oft wiederholt wie diese. (Umso verwunderlicher ist es, dass gerade die nationalreligiösen Siedler in der West Bank diese Lehre der Bibel derart eklatant missachten – wobei man die schon seit Jahrhunderten in Palästina lebenden Araber wohl kaum als Fremdlinge bezeichnen kann.)

Die Erzählung von Moses und dem Exodus der Israeliten ist aber vor allem von so großer Bedeutung, weil erst in den vierzig Jahren mühevoller Wüstenwanderung aus einer Stammesgesellschaft mit noch diffuser Auffassung einer gemeinsamen Herkunft eine Nation mit einem klaren Sinn für eine gemeinsame Identität wurde. Wo sonst also sollte ein Buch über Israel beginnen als in der Wüste Sinai?